

# Sommer am Stausee

Autor(en): **Heer, Gottlieb Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 19

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669996>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Sommer am Stausee

Von Gottlieb Heinrich Heer

Gleich dem Kopf eines Riesenhutes, der unter buschiger Krempe ein abgewendetes Antlitz schützt, steht der grosse Auberg im Hügelgelände vor dem inneren Wägital. Dunkle Tannenbänder mit steinigen Fransen greifen um seine Wildhauplanken, bis die höchste Kuppe felsig scharf durch die freie Luft sich krümmt. Sein Schattenfuss aber läuft in der Waldschlucht aus, welche die Aa, der einst schäumende Bach, gegraben hat; hier rückt der Gugelberg, ein bescheidener Nachbar, dem Auberg so dicht zu Leibe, dass seine etwas rauhe Anmut in einem Engpass erstarrt.

Wenn dem Blick von der Strasse, die um Schuttkehren und durch Tunnel sanft ansteigt, gelegentlich auch ein Auengrund entgegenschimmert, so decken doch mit Eschenzweigen verhangene Steilsenken manche unterhöhlte Tiefe.

Dort vielleicht mag es gewesen sein, wo im 18. Jahrhundert der Zürcher Arzt und Naturforscher Salomon Schinz, der auf «Schweizer Reisen» seinen botanischen Garten zu bereichern suchte, dermassen vor den Geheimnissen der unerforschten Gegend erschrak, dass er seinen jungen Freunden während einer Besteigung des Uetliberges noch davon erzählte: «Unser Wegweiser führte uns dann auf einem fürchterlichen Weg den Berg an, einmal über einen entsetzlichen Abgrund, über welchen zwei Tannen gelegt waren. Auch nur bei dem Andenken dieses Ueberganges werd' ich vom Schwindel ergriffen.»

Heutzutage, da leichtgesteuerte Wagen talaufwärts gleiten, verführt diese Erinnerung den Wanderer wohl zum Lächeln. Lässt er sich aber von einem Drang zur Freiheit verführen, den klar umsäumten Pfad zu verlassen und sich durch die Strauchwildnis zu schlagen, so kehrt ihm der besinnliche Ernst zurück. Denn ihm offenbaren, gleich früheren Geschlechtern, zerklüftete Bergwälder ihre Tücken. Da dürfte auch ihn ein Erschauern vor den Mächten der Erde und der Wildwasser packen, wie es ihn auf der Strasse jetzt

fasst, weil er, um eine der letzten Kehren biegend, eines Werkes ansichtig wird, mit dem der Mensch jene Kräfte für seine Zwecke bändigte.

Aus dem Talboden schiebt sich, ein steinernes «Halt!» den niederdrängenden Wasser, mit gerippter Haut der gigantische Körper einer Staumauer empor. Schief gegen den Himmel ragend, keilt er sich zwischen die Felshänge, in denen er mit unsichtbaren Armen sich zu verklammern scheint. Hochgemut trägt er die breite Mauerkrone über der Stirn, geziert vom Rundbogendiadem, das auflockernde Schatten ins ebenmässige Grau des Gemäuers schlägt. So sperrt er, von berechnendem Geist in die tiefe Senke gewälzt, das Tal hier ab, und es ist, als ob er mit der Zeit die Enge sprengen müsste. Aber er hält die Flut, die hinter ihm sich staut, in einer stummen Undurchdringlichkeit. Er liegt da, fremd und künstlich, gemauerter Stein zwischen gewachsenem Fels, und behauptet dennoch, in Wucht und Grösse mit seiner Umwelt wetteifernd, eine eigene Schönheit. Er sucht in ihr sich so mit den Bergen zu verbinden, wie die Strasse auf der Mauerkrone die Ufer des Stausees, allerdings unmittelbarer, verbindet.

Unbewegt ruht die graugrüne Flut unter einem leicht bedeckten Himmel sich aus. Das verkehrte Bild der Spiegelung — die wie ins Unwirkliche hinabtauchenden Tannenwipfel und die hängenden Felsköpfe unter niederwallenden Faltenwürfen der Wiesenteppiche — erschiene wie auf matter Leinwand erstarrt, schnellte nicht dann und wann eine Forelle nach Mücken und brächten so nicht die Wellenringe die Gaukelei in zitterndes Schwanken. Die taleinwärts fliehenden Ufer aber, zumal wenn sie in geringem Abstand unter schnurgerade angelegten Streifen dichten Erlengebüsches erdige Halden durchschneiden, diese durch kleine Buchten und um Hügelbuckel springenden Ufer stört keine Regung in ihrer Ruhe, die den seltsamen Hauch des Künstlichen behält, weil hier der Seesaum im Wechsel des Wasserstandes keinem herkömmlichen Naturwachstum die Musse der Tradition erlaubt.

Diese hat sich, für den Menschen offenbar leichter umzusiedeln als für die Natur, aus den Trümmern des einstigen Dorfes Innerthal, die seit mehr als zwei Dutzend Jahren unter dem Wasser zerfallen, an den Hang empor gerettet. Kaum weiss die Jugend, die auf dem Platze spielt, wie einst aus der sumpfigen Talsohle der schlanke Spitzhelm eines Kirchturms in der Morgensonne geglitzert; aber sie findet im neuen Gotteshaus auf der Höhe, das hell und geschwisterlich in die neue Siedlung

sich fügt, jenes kaum merkliche Lächeln im Antlitz eines alten hölzernen Katharinenbildes, mit dem diese Heilige, die Gelassenheit eines dem Ewigen zugewandten Blickes wählend, samt anderen guten Geistern umgezogen ist.

In lieblicher Sichthöhe über der Flut verliert sich der Fahrweg, der den ganzen See umkreist, rasch in verlassenen Gefilden. Nur selten reckt sich ein Bauerngehöft mit zierlichen Klebdächern über den Fensterchen und zerfransten Schindeln auf der Wetterseite an den Hängen; gelegentlich duckt sich ein niedriger Stall, von einem der letzten Bergkirschbäume beschattet, in eine Rasenmulde.

Wo der Pfad, gegen den See mit Gesträuch verbaut, in eine jäh aufstrebende Steilhalde biegt, durchbricht das Hacken einer Axt die vormittägliche Stille. Kurz hält der härtige Senn auf eine kurze Frage in seiner Arbeit inne; er deutet bedächtig zur Höhe, indes das braune Gesicht sich tiefer furcht. Kein Sommer vermag jene Runsenwunde zu vernarben, die eine Lawine des Vorfrühlings senkrecht schneidend dort in den Hangforst gerissen hat. Klafter um Klafter aus den zerspellten Stämmen schichtet sich am Strassensaum auf. Aber während die klobige Faust schon wieder den Axtholm umklammert, streift der Blick des rasch Verstummenen mit Besorgnis wägend die wirr im Wiesland zerstreuten Wurzelstöcke, widerspenstige Ungetüme mit verdorrten Stoppeln in den hämischen Fratzen.

Der Widerhall des Axtschlags am Hang verbleibt über die Flut; ein weicher Ruderschlag nimmt die Stimme des Morgens für eine Weile auf und führt sie gedämpft weiter, von Ufer zu Ufer. Das leise Plätschern verfängt sich kurzatmig in der tiefsten und zugleich unwirtlichsten Bucht des Stausees, wo die Strasse, von Blöcken bedroht und einer Steilwaldung beherrscht, in scharfem Bogen der Tobelbrücke sich zuwendet. Aber nicht die tropfenden Nischen der Bucht, durch die ein Bach, das Wurzelwerk sauber ausnagt und um Schieferkiesel dem Seebecken zuwirbelt, bannen den Blick. Denn hoch über dem Einschnitt der von beiden Seiten sich zuneigenden Forsthalden schießt eben der Zindelspitz hervor, ein durchfurchtes Felshaupt auf dem Schultermantel der Schutthalden und Edelweissmatten. Er verrät im Gebaren eines Hochgebirgsstockes hier die leichte Zugänglichkeit nicht, die er drüben dem glarnerischen Obersee zeigt; er brüstet sich als ein kleiner Gernegross in einem der überraschenden Horizonteinschnitte das an ähnlichen Ausblicken so reichen Wägital.

Während das Felshaupt, indes der Schritt endlich sich löst, wieder hinter die Wipfel entgleitet und ein ferner Zauber versinkt, wie er aufgestiegen ist, erschimmert und leuchtet die Nähe im Spiele vielfältigster Farben. Es öffnen sich jene Steilhalden, die frei in den Forst sich emporkeilen, die zwischen Geröll die Grasinsel von nie versiegender Feuchte der Erde umrieseln lassen und die also niederem Strauchwerk zur üppigsten Blüte verhelfen. Die luftigen Fahnenwimpel der Spireen flattern über die Farnfächer, die im Morgenwinde, der jetzt verschwiegen anweht, sich wiegen und das lautlose Gebimmel der löffelkrautblättrigen Glockenblümlein zu hören scheinen. Aus breiten Blättern, die mit ihrem Gestachel nichts zu tun haben wollen, erheben Disteln aller Art ihre wehrhaften Köpfe, und die flammenden Kerzen der Weidenröslein zünden zum wilden Hollunder empor, der seine roten Beerendolden wie Bauernastücher aus dem Geäst des Waldsaumes hängt. Gelber Enzian, dick ins Kraut geschossen, lässt bereits verdorrte Blütenblätter von den fetten Fruchtknoten kräuseln; noch aber entfalten die Flockenblumen ihre fein ziselierten Sterne, auf welche die Brombeerfalter so gerne sich niederlassen, die Flügel zusammenklappen und verharren, kleine lebendige Winkelmasse der Schöpfung. Mit dem Summen all des unscheinbaren Flügelgetiers, das solche Blütenfülle anlockt, weht auch der Ruch mannigfaltigster Würze über die Strasse dahin; aber sieghaft, dem kleinen, doch selbstbewusst wuchernden Zwergsträuchlein zu seiner Geltung verhelfend, durchbricht sie alle immer wieder der starke Duft des Thymians, der beherrschenden Würze der Berghalde.

Im Schatten der Erlen aber hält sich vornehm und adelsstolz der Eisenhut zurück; er hebt eben langsam die Helme und öffnet die Visiere vor den zurückhaltenden Gesichtern.

Der Laubwald, der die Blumenteppeiche aufzurollen beginnt und nurmehr kleine Läufer von Riedstreifen duldet, wird dichter gegen das Ende des Sees, der natürlicher anmutet, je weiter die Flut sich von der Staumauer entfernt.

Es ist, als wolle er den Abernbach, seinen stärksten Zufluss, in gleicher unberührter Huld empfangen, wie ihn einst der Wiesengrund der Talebene aufgenommen hat, seinen über Abstürze springenden Gischt beruhigend und in schlanken Windungen ihn vorüberleitend am alten, längst auch versunkenen Bädlein Wägital. Es ist einsamer geworden hier, seit es überflutet wurde, und dort,



wo die Uferstrasse den Wanderer zurückzuführen beginnt, hebt nur noch eine gastliche Hütte ihren Schindelgiebel über den Rain.

Sie schmiegt sich bescheiden und in sanfter Art an eine Stallung; aber auf dem Holztisch im Freien neben dem Krautgarten riecht bald ein Kräuterschnaps auf, den der Teufel gebrannt zu haben schien, der Meister aller Gluten, der, nach der Sage, in mancherlei Gestalt durch dieses Tal gefahren, schwache Seelen versucht und Verdammte in die Karrenfelder und Firnlöcher hinauf entführt haben soll.

Die graue Wolkendecke ist lichter geworden; ein noch ruhiger Schein durchsickert kaum fasslich feine Nebelschleier und vertreibt alle trüben Gespenster und die Dumpfheit, die lange über dem

Wasser gelegen. Er greift, ein Vorbote dem Himmel entstürzenden Lichtes, die mächtigen Stufen des ringsum geschlossenen Hochtalkessels herab, von den Felswächtern, die unerschütterlich auf den Alpweiden stehn, über die dunklen Waldhügel in die Flut, die ihn aufnimmt mit erst allmählich und strichweise erglitzernden Fühlern.

Der Ufersaum scheint sich im Auffunkeln der Tautropfen an den Gräsern zu weiten.

Von Stein zu Stein aber hüpfte eine Bachstelze; sie hebt den Schnabelkopf, rastlos in aufgescheuchter Erwartung wippend. Plötzlich flattert sie in schiefem Flug empor und wirft sich in den Glanz des ersten Sonnenstrahls, der das Tal überfällt und unter ihren Flügeln die Fluten zu leuchtenden Pfaden entzündet.

## *Eine Packung Zigaretten*

Von Jo Hanns Rösler

Was macht man mit einer leeren Schachtel Zigaretten, wenn man die letzte Zigarette entnommen hat? Man wirft sie weg! Aber das ist nicht immer sehr einfach. Zumal nicht in Zürich, einer der vorbildlichsten Städte des Kontinentes. Zugegeben, ich bin ein wenig unmanierlich und habe den Fehler der Liederlichkeit, mich von allem sofort an Ort und Stelle zu befreien, wenn ich es nicht mehr brauche. Ich werfe ein Strassenbahnbillett beim Aussteigen auf die Strasse, ich stecke eine Zeitung in das nächste Jalousiegestände eines Schaufensters, wenn ich beim Spaziergehen das Wichtigste aus ihr herausgelesen habe, und so wollte ich es in Zürich treiben, als ich den preisgekrönten Film gesehen hatte und das Theater verliess, nachdem ich mir die letzte Zigarette der Packung angebrannt hatte. Ich liess im Foyer die leere Schachtel unbemerkt fallen, so, als ob es versehentlich geschähe, denn so ungezogen bin ich wieder auch nicht, dass ich meine Unarten noch öffentlich demonstrierte. Ich liess sie also wie unabsichtlich zwischen den Mänteln der hinausgehenden Besucher zu Boden fallen, da aber bückte sich schon neben mir ein alter Herr, und ehe ich es verhindern konnte, hatte er die leere Packung aufgehoben und sagte sehr freundlich zu mir: «Sie ha-

ben etwas verloren, mein Herr!» Ich bedankte mich mit dem Hut und einer Verbeugung herzlich bei ihm; mir war der Vorfall sehr peinlich, ich schob die Schachtel mit nochmaligen Dankesworten sorgfältig in die Manteltasche, als ob sie mindestens noch halbvoll wäre.

Nach ein paar Schritten sah ich mich auf der Strasse um, ob mir keiner folge, der Zeuge dieses Vorfalls gewesen war. Da dies nicht der Fall war, versuchte ich meinen alten Trick wieder und liess vor einem Schaufenster, das gerade dekoriert wurde, die leere Packung abermals wie unabsichtlich aus meiner Manteltasche fallen. Wie erschreckt ich, als der Dekorateur im Innern des Schaufensters heftig gegen die Scheibe klopfte und mich mit Gesten darauf aufmerksam machte, ich hätte soeben etwas verloren. Er deutete dabei liebenswürdig auf die Zigaretenschachtel zu meinen Füßen, und mir blieb nichts anderes übrig, als abermals meinen Hut zu ziehen, ihm dankbar zuzunicken und mich nach der leeren Schachtel zu bücken, sie wieder einzustecken und nochmals meinen Hut gegen den Mann im Schaufenster zu schwenken, der mir im Bewusstsein seiner guten Tat, mich vor einem Verlust bewahrt zu haben, freundlich zunickte.